

DIE KLASSIKER VON MORGEN

Shida
Bazyar

Nachts ist es leise in Teheran



DIE  ZEIT

Shida Bazyar

Nachts ist es leise in Teheran

Roman

Mit einem ZEIT-Nachwort
von Julia Lorenz

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

Hier
bestellen
>>>>>

INHALT

1979	BEHSAD	9
1989	NAHID	51
1999	LALEH	93
2009	Mo.	155
EPILOG TARA.....		205
GLOSSAR		211
ZEIT-NACHWORT		217

Hier
bestellen
>>>>>

1979

BEHSAD

Hier
bestellen
>>>>>

König der Könige haben sie ihn genannt und gesagt, Wir feiern ihn, wir feiern seine Frau, die Schönheit, sie haben gesagt, Wir lieben dieses Land, und dann haben wir gesagt, *Wir* lieben dieses Land. Wir mussten seinen Neugeborenen feiern, länger als wir es je bei einem unserer Geschwisterkinder getan hätten, seinen Neugeborenen weit drüben, im Palast der Blumen.

Unseren Eltern hatte man gesagt, Das Öl, die Amerikaner, die Engländer, alle gehören zusammen, gehören zum Schah, sind gegen uns. Unsere Eltern haben aufgehört zu arbeiten, sind auf die Straßen gegangen und zurückgekehrt, sie hatten Angst vor dem Geheimdienst, haben nichts mehr gesagt, haben nie wieder etwas gegen den Schah gesagt. Haben uns zur Schule geschickt und gesagt, Wir lieben dieses Land, liebt ihr die Schulen.

Über dem Lehrerpult sein stolzer Blick, wir haben gelernt, was wir lernen mussten, wir sind älter geworden, und wir haben beschlossen, Egal, was in unseren Schulbüchern steht, wir wollen das Gegenteil davon. Wir lasen *Es lebe der Schah* und dachten, Tod dem Schah. Wir hörten *Alle Arbeit gebührt dem König* und sagten, Die Arbeit gehört den Arbeitern. Und wenn dort steht *Er führt uns zu Wohlstand*, dann spucken wir auf seine Paläste, auf die Engländer, auf die Amerikaner, und schmuggeln die Bücher, kopieren sie, lernen sie auswendig, geben sie von Hand zu Hand zu Hand. Wir haben gelesen, haben gelesen, haben gelesen, haben zu Hause geschwiegen und auf den Straßen geschrien, haben unsere Eltern verflucht und sind für unsere Kinder gestorben. Der Schah ist gegangen, weil er krank war, die Statuen sind gefallen, weil das Volk nicht daran glaubte. Die Revolution wird jede Woche älter, und wir lieben dieses Land, mehr noch als zuvor. Die Schulbücher wurden geändert, in kürzester Zeit, wir rissen die Seiten mit dem Schah heraus, wir hängten sein Foto ab. Auf dass nie wieder ein Foto eines Einzelnen in den Klassenräumen hängt, sagt Peyman. Auf dass dort bald der Ayatollah, zurück aus dem Exil, hängt, sagt seine Mutter. Auf dass bald Marx und Engels, Che Guevara und Castro, Mao und Lenin in den Räumen hängen, sagen Sohrab und ich in den Pausen, sagen es inzwischen sogar im Lehrerzimmer, sagen es lauter, als wir es jemals durften. Und warten auf den Moment, in dem wir bestimmen werden, wer die leeren Wände füllt.

Die Revolution wird jede Woche älter, und sie hat doch noch längst nicht angefangen. Der Schah ist weg, und wir sind am Beginn einer neuen Zeit, eines neuen Systems, einer neuen Freiheit, die wir nun vorbereiten.

Was bleibt, sind die Tumulte auf den Straßen, immer noch euphorisch, aber jede Woche weniger euphorisierend. Was bleibt, sind die Sitzungen unserer Bewegung, die Pläne, die Pamphlete, die Lerneinheiten, die Guerillaübungen. Waren sie mal geheim, werden sie nun immer öffentlicher, werden wir immer siegessicherer, mal nachdenklicher, mal radikaler, immer mit dem Blick auf jene, die sich auch Revolutionäre nennen und Gläubige sind. Wo die wirkliche Revolution doch noch kommt, die Revolution des Volkes in den Institutionen, wo doch alles, was bis jetzt passiert ist, nur der erste Schritt war. Lang lebe der Sozialismus, lang lebe unsere Heimat, unsere Perle, unser Iran!

*

Die Revolution ist einen Monat alt, und Dajeh macht gefüllte Weinblätter. Sie sitzen alle auf dem Boden, meine Mutter, meine Schwestern, meine Cousinen, meine Tanten. Die Ehefrauen meiner älteren Brüder. Sie haben die Sofrehs auf den Wohnzimmerboden gelegt und mit Schüsseln voll Reis mit Hackfleisch, mit Kräutern, mit Linsen bedeckt, haben sich darumgesetzt und falten Weinblätter, ein ums andere, legen sie in einen Topf und reden und lachen und reden und lachen. Als wir klein waren, waren es genauso viele Frauen, wenn auch andere. Meine Schwestern und ich wurden von unserer Dajeh hinausgeschickt, sollten die Frauengespräche nicht hören, sollten den Nachbarschaftstratsch nicht unterbrechen. Wir sollen nicht beim Kochen stören, wurde uns gesagt, sonst dauere es länger, bis es Essen gebe, und wir gingen nach draußen, wo wir mit Murmeln spielten oder so taten, als würden wir den Mörder des großen und ach so ehrwürdigen Imam Hossein abknallen. Das war Sohrabs Lieblingsspiel. Sohrab, der noch keine Geschwister hatte, der damals immer vor dem Haus rumlungerte, damit wir und die anderen Kinder kamen und ihn von der Langeweile erlösten, und der in einigen Stunden wieder auf mich warten wird. Nicht mehr gelangweilt, sondern von einer Unruhe getrieben, die wir seit den Anfängen

der Revolution und seit ihrem Ausbruch und dem ganzen vergangenen Monat in uns tragen und zu verstecken wissen. Unruhe ist Unsicherheit, und die künftigen Anführer dürfen keine Unsicherheit zeigen. Nur wer Sohrab von klein auf kennt, merkt sie ihm an.

Dajeh schickt mich mittlerweile nicht mehr hinaus, obwohl sie möchte, dass ich gehe. Alles an ihrem Blick, an ihrer Körperhaltung sagt, dass ich hier nichts zu suchen habe, dass ich mit den Weinblättern erst ab dem Moment, in dem sie heiß und gekocht und rund und glänzend auf dem Sofreh landen, in Kontakt kommen und auch vorher nicht über sie reden soll, denn vorher haben sie in meiner Welt nichts zu suchen. Dajeh hat einen eigenen Blick für mich. Für mich, der in der Ecke sitzt und raucht, der endlich gehen soll, damit die Frauen die interessanten Gespräche beginnen können, auf die sie sich schon den halben Tag lang gefreut haben. Schon als Kind hatte ich ziemlich schnell verstanden, dass es bei den Frauen interessanter ist. Bei den Männern ging es entweder um Politik, die längst vergangen war, oder es wurde Karten gespielt, und ich durfte nicht mitspielen. Bei den Frauen hingegen ging es um echte Menschen und um echte Probleme. Welche Nachbarin sich mit ihrer Schwiegermutter gestritten hatte, welche Tochter mit welchem Sohn verlobt worden war und sich als unsittlich erwiesen hatte, welche Familien in einen amerikanisierten Lebensstil abdrifteten, welcher Händler die schmackhaftesten Auberginen verkaufte.

Meine Nichten und Neffen tollten zwischen den Frauen umher, wissen um den Moment, in dem man erst mich und dann sie vertrieben haben wird und sie sich ein neues Spiel suchen müssen. Es gibt nicht viel zu naschen, wenn Weinblätter gefüllt werden, die Reismasse ist uninteressant, die Weinblätter schmecken ohne Füllung nicht. Wenn es nichts zum Naschen gibt, kann man sich einmischen. Meine Nichte ist die Kleinste, sie will das kleinste Dolmeh. Mein Bruder Mehrdad ist der Dickste, er will das dickste Dolmeh. Die Frauen geben lachend nach, verteilen Küsse auf den Wangen der Kinder. Wäre ich eine Mutter, eine Schwester, eine Tante, ich würde dort sitzen und das Gleiche tun, würde jede Gelegenheit nutzen, diese kleinen Wesen zu küssen, weil sie so fröhlich sind, denn egal, was draußen passiert, egal, was sie in der Schule lernen, egal, ob die Schulbücher innerhalb von wenigen Wochen plötzlich gegenteilige Dinge gutheißen als zuvor, egal, ob die

Eltern vor einiger Zeit noch die Nächte auf den Dächern und die Tage auf den Straßen verbrachten, um mit blutigen Kleidern zurückzukehren, die Kinder verbringen ihre Tage lachend, fragend, essend, störend, schlafend. Sie haben alle Küsse der Welt verdient, denke ich, aber vielleicht ist das Leben, das vor der Tür steht und das noch ein wenig zögert, das viel größere Geschenk. Ich könnte mir meinen Bruder Mehrdad schnappen, den Dicken, könnte ihn küssen und ihm sagen, Das neue Leben zögert nicht, wir zögern nicht, es braucht nur noch ein bisschen Zeit, das ist alles. Aber Mehrdad zieht gerade an den Zöpfen seiner Schwester und wird von unserer Mutter mit lauter Stimme zu-rechtgewiesen. Er wird erst später verstehen, was er uns zu verdanken hat, später, in ein paar Jahren, in ein paar Jahrzehnten, wenn er das freie und gerechte Leben führt, das ihm gebührt. Wenn nicht sein schlichtes Elternhaus, sondern sein eigenes Tun und Lernen den Weg zu seinem Platz in der Gesellschaft ebnen, wenn er Bildung fernab der Propaganda genießt und seine freien Gedanken leben kann; wenn er arbeitet und unser Land voranbringt, ohne in die Taschen eines Diktators zu zahlen; wenn niemand unter oder über ihm steht.

Dajehs Blick hat sich verändert, seit ich nicht mehr Behsad, der naschende Dieb bin. Ich war schneller im Naschen als meine Nichten und Neffen jetzt, ich habe schneller gestört, habe immer gestört. Er stört, aber was soll ich machen, er ist zu schlau, als dass man ihm böse sein kann, haben sie gesagt. Dajeh hatte uns Kindern gegenüber einen bestimmten Blick, früher, einen strengen Blick, der zu ihrer aufrechten Körperhaltung passte. Sie hatte den Kopf immer leicht erhoben, majestätisch, hatte zugleich geschäftig die Lippen aufeinandergepresst, trug ein kleines, sanftes, fast unkenntliches Lächeln in den großen und warmen Augen. Sie schaut mich auch jetzt an, seit ich mir die zweite Zigarette angezündet habe, die zweite, die andeutet, dass ich noch nicht vorhabe zu gehen, und ihr Blick ist der einer Frau, die ihren Gästen alles recht machen möchte, und ich bin das Staubkorn, das sie beim Putzen übersehen hat, ich bin der Geruch des Essens von vorgestern, der sich einfach nicht übertünchen lässt, ich bin das Gerücht, welches über uns in der Luft hängt und das auszusprechen sich niemand traut. Aber Gerüchte über die Bewegung sind nicht dazu da, um tagsüber mit den Nachbarinnen besprochen zu werden, sie sind nicht dazu da, um auf ihren Wahrheits-

gehalt überprüft zu werden. Sie werden unter vorgehaltener Hand in vertrauten Kreisen geflüstert, denn noch weiß niemand, was kommen wird.

Behsadjan, geh, hilf deinem Vater im Geschäft, ruft meine Mutter mir zu. Die Frauen schauen zu mir herüber, ich lache, schüttle den Kopf, asche in den Glasbehälter neben meinen Füßen. Und nimm die Kleinen mit, sagt meine Tante, mit einem leidvollen Blick, der zu Gelächter führt. Seit wann rauchen wir eigentlich, wenn das Essen bereitet wird, sagt meine älteste Tante, aber nicht, um die anderen zu amüsieren, sondern um einmal mehr zu zeigen, was sie von mir hält, sie, die ihr Kopftuch selbst nach dem Verbot durch Reza Schah nicht ablegte. Die Frauen schmunzeln weiter, schmunzeln in ihre Weinblätter hinein, während ihre Hände die flinken, zarten Wickelbewegungen vollführen. Wie viele Hände wickeln Tag für Tag in diesem Land auf die gleiche Art, frage ich mich, wie viele kneten, wie viele knüpfen, wie viele graben, wie viele schießen, wie viele verlieren ihre Fingernägel im Kampf um Namen. Klein und flink und faltig sind die Hände der Frauen. Meine älteste Tante streicht sich sorgsam die Haare unter ihr Kopftuch, ein betont gelangweilter Blick wandert in meine Richtung, und sie sagt in die Runde, Behsadjan, du hast uns noch nicht gesagt, wie dir die Tochter meiner Freundin gefallen hat! Zweimal habe ich sie mitgebracht, so ein höfliches, freundliches Mädchen, und ich bin sicher, sie wartet schon auf deinen Antrag. Meine Tanten und Cousinen schmunzeln in ihre Weinblätter. Khalejjan, sage ich, ich weiß überhaupt nicht, wen du meinst, die ehrwürdigsten und aufrichtigsten Frauen sitzen doch heute hier an diesem Sofreh, wie hätte ich da ein anderes Mädchen bemerken sollen? Meine Tante schimpft in die Runde. Ich lächle und sage, Du musst sie vielleicht noch mal einladen, und Dajeh schnalzt mit der Zunge, Nehmt ihn nicht ernst, sagt sie, er hat nichts außer seinen Büchern und seinen Freunden im Kopf, keine Frau wird ihn wollen, und die anderen Frauen lachen. Ich drücke meine Zigarette aus, stehe auf, richte mein Hemd, nicke in die Runde und sage, Mit eurer Erlaubnis, und man zischt mich hinaus. Es geht zulasten des Kampfes, in diesen Zeiten an romantische Gefühle zu appellieren, aber wenn sie mir schon Frauen einladen möchten, warum dann nicht die Frau mit den ernstesten Augen und dem lauten Lachen, die mir in letzter Zeit öfter begegnet ist und deren Namen ich noch herauszufinden versuche?

Im Hof ziehe ich meine Schuhe an, die alten, abgetretenen, Dajeh schimpft jedes Mal, wenn sie sie sieht. Was willst du von mir, sage ich dann, das sind die gleichen Schuhe wie sie meine Schüler tragen. Und da ist dann ihr neuer Blick, jedes Mal. Den Körper immer noch in einer sehr geraden Haltung, sieht sie plötzlich so viel kleiner aus als ich, macht sie plötzlich kein Geheimnis mehr daraus, dass sie es inzwischen auch ist. Ich bin siebenundzwanzig Jahre alt, der einzige ihrer vier erwachsenen Söhne, der noch zu Hause wohnt, der Geld mitbringt, der auf die Mädchen aufpasst, der die Jungen ohrfeigt. Sie hat den Kopf stolz erhoben, wie damals, nur dass sie es jetzt tun muss, um zu mir aufzuschauen. Als würde sie sich merken wollen, wie ich aussehe, als würde sie sich wünschen, ich würde nur in ein anderes Zimmer, nicht auf die Straßen der Stadt hinausgehen, als würde sie das Blut sehen, all das Blut, von dem wir ihr nicht erzählen, von dem sie aber trotzdem weiß. *Khodā negahdar*, sagt sie dann, wie man zum Abschied eben sagt, Gott behüte dich, aber sie sagt es nicht wie alle anderen, sie sagt es wie eine neue Erkenntnis, bemüht, nicht auf meine abgetragenen Schuhe zu schauen, sondern in meine Augen.

Sohrab und ich treffen uns vor der Uni. Unsere Treffpunkte haben sich geändert, Orte, an denen wir früher nie waren, wurden im vergangenen Monat immer wichtiger für uns. Ich sehe ihn von Weitem. Klein, dünn, die Hände in den Hosentaschen, das Militärhemd hinten verschwitzt, die Haare etwas länger, als seine Mutter es mag. Er dreht sich um und lächelt nicht. Wir geben nicht zu erkennen, dass wir Genossen sind, dass wir zusammengehören, dass wir miteinander kämpfen, dass wir schon früher von der Mutter des jeweils anderen Schelte bekamen, von dem Vater des jeweils anderen zum Friseur mitgenommen wurden. Der Bürgersteig ist voll von Plastikkanistern. Man stellt sich an, für Petroleum, man trifft sich mit den Freunden und Nachbarn, während die Kanister die Stellung halten, buntes Plastik in Reih und Glied. Peyman ist heute dran mit Petroleum, er, der auch bei unseren Eltern ein und aus ging, dabei aber irgendwie immer langsamer war als Sohrab und ich. Langsamer die Schuhe auszog, langsamer meine Mutter grüßte, langsamer ins Zimmer gestolpert kam. Peyman trifft sich mit niemandem, wenn er Petroleum holen geht, er steht nur da und schnappt auf, was die Men-

schen reden. Nirgends ist man ihnen so nah, sagt er danach, wir können nicht immerzu in unseren Wohnzimmern sitzen und über das Volk reden, wenn wir das Volk nicht kennen. Ich nicke dann immer nur kurz und denke, wenn du das brauchst, Peyman, wenn du dir all den Kram anhören willst, der die Runde macht und den all jene glauben, denen man die Bildung von vornherein vorenthalten hat, dann mach das, geh das Petroleum holen und mische dich unter die Leute und hör dir das Geschwätz an. Dass Mossadegh Mitglied der Tudeh-Partei war, dass die Kommunisten alles teilen wollen, in erster Linie ihre Frauen, dass das Attentat auf Ayatollah Khomeini schiefging, weil plötzlich all seine Leibgarden sich in ihn verwandelten, hör dir das gerne an, Peyman. Dabei glaube ich sogar, dass es nicht so verkehrt ist, was er sagt, wir sollten wissen, was über unsere Bewegung geredet wird. Aber es gibt gerade Wichtigeres zu tun. Und überhaupt. Wie könnten wir das Volk nicht kennen? Wir *sind* das Volk. Peymans Eltern können nicht lesen, meine Großeltern wohnen noch immer auf dem Land ohne Wasseranschluss, und meine Schüler haben Läuse, ganz gleich, wie oft ich ihnen den Kopf schere, wer ist denn das Volk, wenn nicht wir? Peyman ist, wie so viele, bis zur Revolution kein politischer Mensch gewesen. Als Sohrab und ich nach der Schulzeit neue Freunde gefunden haben, hat er sich nicht für deren Ideen interessiert, als wir heimlich Gorki und Rousseau lasen, hat er sich nicht für deren Bücher interessiert, als wir noch kurz vor der Revolution die Flugblätter verfassten, hat er sich nicht für deren Forderungen interessiert. Er hat immer nur gelächelt und gesagt, Wir müssen dafür sorgen, dass es Essen gibt, dass es Wasser gibt, dass die Kinder zur Schule gehen, dann kann ein Volk auch eine Revolution machen. Wir müssen dafür sorgen, dass es Bücher gibt, habe ich geantwortet, Bücher, in denen wir erfahren, wie es andere vor uns gemacht haben, und wir müssen dafür sorgen, dass die Waffen nicht in den Händen der Soldaten bleiben. Peymans Lächeln, das Lächeln von einem, der irgendwas verstanden hat, es aber nicht schafft, es allen anderen auch verständlich zu machen. Und weil er still und gewissenhaft für Petroleum ansteht, sind es heute nur Sohrab und ich, die zu den Kundgebungen an der Teheraner Uni gehen, und diese Treffen zu zweit unterscheiden sich von den Treffen zu dritt, denn auch wenn nach der Revolution alle, selbst Peyman, irgendwie politisiert sind, Sohrab und ich sind zuerst Teil der

Bewegung gewesen und werden es bis zu unserem Tod sein. Ich näherte mich Sohrab, er schaut mich aus dem Augenwinkel an, schaut wieder weg, auf seine Füße vielleicht, die gleichen Schuhe wie ich, sein Bein ist wieder völlig verheilt.

Man geht schnell auf den Demonstrationen, man ging auch an dem Tag schnell, der Tag vor dem Tag, an dem der Schah ging und die Revolution ihren Sieg feierte. Ein Tag, von dem wir sagten, wir würden unseren Kindern erzählen, wo wir waren, was wir taten, als wir erfuhren, dass der Schah das Land verließ, wir haben unsere Häuser verlassen, wie jeden Tag in jener Zeit, wir sind rausgegangen mit der Wucht, die uns rauszog, die uns immer noch rauszieht, das ist keine bewusste Entscheidung mehr gewesen, in einer Revolution löst die Masse dein Denken ab, ersetzt die Masse dein Abwägen. Sohrab und ich vor dem Haus, ich weiß nicht einmal mehr, ob wir uns verabredet hatten, wir sahen aus wie immer, die Straßen sahen aus wie immer, aber über allem lag ein Zauber, lag ein Lied, wie an Eyde Nowrus vielleicht, nur dass ich schon lange denke, schade, dass Eyde Nowrus nur noch die Erinnerung daran ist, wie es als Kind war, der Geruch der Hyazinthen, der Zauber der neuen Kleider, des Frühlingsanfanges und der Beginn eines neuen Jahres. Eine Revolution ist anders, hat alles in mir geschrien, eine Revolution berührt nicht nur die Kinder. Sohrab und ich, im Gleichschritt, wir gehen immer schnell, wir haben es immer eilig, sind auf den Straßen unserer geliebten Stadt den anderen begegnet, den Frauen und Männern aus der Nachbarschaft, die wir vorher nicht kannten, die alle unsere Geschwister wurden, in den Tagen und Wochen, in denen alles einfacher wurde, in denen alles weniger heimlich wurde. Küsse und Süßigkeiten auf den Straßen, und man merkte gar nicht den Übergang von eben noch still nebeneinander zu Hause und plötzlich Teil der Menge, Teil der tosenden, grölenden Menge, Teil der Bewegung, Teil des Kampfes, und wir schleuderten unsere Fäuste gen Himmel. Wie als Belohnung für all die Male davor, wie ein Sprint, den man zum hundertsten Mal rennt, und plötzlich bricht man den Rekord, wie zum hundertsten Mal den gleichen Mann beim Koshti niederzureißen, aber diesmal hat er es einem nicht absichtlich leicht gemacht, weil er dein Vater oder dein Onkel ist, sondern du hast gewonnen, weil du endlich alt genug und

stark genug geworden bist, um ein richtiger Ringkämpfer zu sein. Sohrabs und meine Stimme schleuderten die Parolen in den kalten Winterhimmel, unsere rauchigen Stimmen, die keine Kinderstimmen mehr sind, die es so gewohnt sind, gemeinsam zu ertönen, ich erhob meinen Arm, und mein Arm war sein Arm, überall um uns herum Arme, schwarze Köpfe vor uns, hinter uns, Militärhemden und Schweiß, Vollbärte und Schnurrbärte, Kopftücher und gefärbtes Haar, Zigarettenrauch und Parfüm, ein Gleichschritt Richtung Freiheit, keine Fragen mehr, nirgends Fragen, überall nur die Antwort, die wir doch schon so lange prophezeit hatten. Ich habe es prophezeit, schrie eine Stimme in meinem Kopf, ich habe es nach der ersten Seite Marx gesagt, habe es nach der ersten Seite Lenin gesagt und sage es, bis ich sterbe, bis sie mich in der Hölle schmoren lassen oder bis sie einsehen, dass es keinen anderen Weg gibt als den, den die Geschichte vorgibt, dass es sinnlos ist, sich gegen uns zu wehren, dass wir stärker sind, meine Faust schoss in die Höhe, Hoch, die Internationale Solidarität. Doch da war Sohrabs Faust plötzlich nicht mehr meine Faust, war Sohrabs Faust plötzlich nicht mehr in der Höhe, dann erst hörte ich den Nachhall des Schusses, der ihn zu Boden fallen ließ, wie klein jemand ist, wenn er in der Menge zu Boden fällt. Er schaute nicht zu mir, schaute nur schmerz erfüllt auf sein Bein und schrie, *Khodā!*, und ich habe ihn später nie darauf angesprochen, und vielleicht hat er es schon selbst vergessen, dass er im Augenblick des größten Schmerzes nach einem Gott schrie, an den wir nicht glauben. Und wenn es etwas gibt, das wir in all den Tagen auf den Straßen Teherans gelernt haben, dann, dass irgendwer immer Arzt ist. Der Schuss in Sohrabs Bein wie ein Schuss in mein Herz, und um mich herum Menschen mit Bärten, die ein wenig vereist waren, Sohrabs Bein hörte nicht auf zu bluten, und ganz kurz dachte ich, vielleicht ist das der Moment, in dem jemand neben mir gestorben ist, in dem der Märtyrer, den wir auf unseren Fotos hochhalten, nicht ein unbekannter Held ist, sondern einfach nur Sohrab, aber Sohrab sollte nicht Märtyrer werden, Sohrab stand auf, gestützt auf fremde Menschen, die ihn in einen Hauseingang brachten. Genosse, rief Sohrab, lauf weiter, wir brauchen mehr von uns unter den Leuten. Und er hat das gesagt, obwohl seine Helfer ihn hören konnten, seine Helfer mit den Khomeini-Bildern. Ich habe den Männern zugewinkelt, geschäftig, habe

Sohrab zugenickt und bin davongeeilt. Wir sind Brüder, wir sind Genossen, habe ich gedacht, aber die Kämpfe werden nicht in den Hauseingängen von Seitenstraßen gefochten, und ich suchte die anderen, die zwei Tage zuvor die Kaserne ausgeräumt hatten, die ihre Barrikaden verteidigten, und ich dachte, wenn ich heute eine Granate werfe, wenn ich heute einen Molotow schmeiße, wenn ich heute eine Waffe kriege, dann werfe ich, dann schieße ich, jedem in die Füße.

Seit der Revolution begehen wir Häuser, die wir zuvor nicht kannten. Davor waren wir in den Wohnzimmern, manchmal in geheimen Büros, manchmal in Bussen, besuchten die Bewegungen in anderen Städten. Seit der Revolution scheinen sich sämtliche Tore geöffnet zu haben, um jeden überall hineinzulassen. Das Evin-Gefängnis, geöffnet für Besucher. Der Ort, an den wir all die Jahre im Kampf gegen die Monarchie unsere Schwestern und Brüder verloren, eigentlich ein Ort, der nie ein Ort war, sondern eine Parallelwelt, eine Parallelhölle, wer rauskam, erzählte nicht, was drinnen passiert war, wer rauskam, hatte drinnen erzählt, und das war fast das Unheimlichste daran. Das Evin-Gefängnis, ein Ort, der Menschen frisst, fast ein Ort, zu oft besprochen, um wahr zu sein. Plötzlich waren die Tore offen. Plötzlich gingen wir hinein. Plötzlich war es kein Ort des Folterns mehr, sondern ein Ort des größten Hohns. Dieser Schah würde nicht mehr wiederkommen, schrie jede Mauer, jede Tür.

Heute also die Universität. Sohrabs Bein ist wieder völlig verheilt. Er bewegt sich stolz und gemächlich auf den Wegen des Campus entlang, ich mache es genauso. Wir haben hier nie studiert, wir haben unseren Militärdienst gemacht, weil der Staat es von uns wollte und weil unsere Eltern dadurch Geld bekamen. Wir haben gelernt, wie man Waffen bedient, und haben es uns gemerkt. Wir haben alles genutzt, was das Militär hatte, haben die anderen Soldaten aufgeklärt, haben uns gegen den Obersten aufgelehnt, haben gefeiert, als es hieß: Das Militär steht nicht mehr aufseiten des Schahs, das Militär ist fortan neutral, denn dass sich das Militär von innen verändert hat, das war auch unser Verdienst. Wir haben das Militär benutzt, um Lehrer zu werden, um all das zu lernen, was wir lernen wollten, um die Erlaubnis zu erhalten, in

die Dörfer zu gehen und zu lehren, was wir die Kinder lehren wollten. Jedes Mal so lange, wie der SAVAK es eben zuließ. Wir haben für all das keine Universität gebraucht, aber wir brauchen sie jetzt, wo die Tore geöffnet sind, damit wir stolz und gemächlich hier entlanggehen können. Ich weiß nicht, ob Sohrab so geht, weil ich so gehe, ob wir beide so gehen, weil die anderen in unserer Bewegung so gehen, ob die Mitglieder anderer Bewegungen auch so gehen wie unsere Genossen, und eigentlich glaube ich sogar, ich bin schon so gegangen, bevor es die anderen gab in meinem Leben. Bevor das Auto, der weiße, glänzende Paykan, vor meiner Schule hielt und ein künftiger Genosse mich einsteigen ließ und ich nicht misstrauisch war, denn ich habe gefühlt und gespürt, dass das nicht der SAVAK war, der mit mir hinausfuhr ins Gebirge, mit dem ich auf die Wälder schaute und der sagte, Überleg es dir, Genosse. Und eigentlich hätte ich mich auch gewundert, wenn sie mich nie gefragt hätten. Das Universitätsgelände ist groß und unübersichtlich, wir gehen die Mauern ab, schauen uns die Plakate und Pamphlete an, wie aus dem Nichts sind all diese Gruppen vor ein paar Wochen plötzlich erkennbar geworden. Und verkünden, wie es mit unserem Land nun weitergehen könne und was ihre Ziele sind, ihre Ideale, und was für ein Staat entstehen soll, jetzt, wo alles möglich scheint. Sohrab und ich lassen beim Gehen und Beobachten keine Regung an uns erkennen. Die Tage des Untergrundes sind vorbei, aber niemand hat den Startschuss gesetzt, niemand hat unserer Bewegung gesagt, Gebt euch zu erkennen, niemand hat uns die Erlaubnis gegeben.

Die Texte auf den Flugblättern so unterschiedlich in dem, was sie meinen, und so gleich in dem, wie sie klingen. Und ich muss sie nicht lesen, denke ich, das ist ungefähr die gleiche Zeitverschwendung, wie Petroleum holen zu gehen, um sich Gerüchte über uns anzuhören. Wir müssen nicht lesen, was wir einander zeigen, wir müssen einfach nur weiterkämpfen, um ein neues Kuba zu schaffen, eine neue Sowjetunion. Sohrab gibt die Richtung vor, ich gehe hinterher, Sohrab wählt die Gruppen aus, denen wir zuhören, die Anhänger des Ayatollahs, die Tudeh, die Mudschahedin. Sie waren im Kampf und auf den Straßen unsere Brüder und Schwestern, vereint gegen die Monarchie, die Unterdrückung, den amerikanischen Imperialismus. Wir waren viele, und wir waren stark, und wir sind es noch immer. Wenn auch die einen an eine

DIE KLASSIKER VON MORGEN

Ein fantastischer Roman zwischen
zwei Welten, zwei Heimatgefühlen,
zwischen Iran und Deutschland. Und wir
sind dabei, wenn in Shida Bazyars
Generation ein Schalter umgelegt wird,
von der angepassten Haltung
der Eltern zu einem selbstbewussten,
widerspenstigen Identitätsentwurf
als Iranerin in Deutschland.

Aus dem Nachwort von Julia Lorenz, DIE ZEIT

Hier
bestellen
>>>>>

DIE  ZEIT